

## Alexander Pfänders methodische Stellung

Von MORITZ GEIGER

In der Unbeirrbarkeit des methodischen Bewußtseins liegt die Kraft des Philosophierens ALEXANDER PFÄNDERS begründet. Von seinen ersten Veröffentlichungen an hat ihn die Sicherheit der Methodik niemals verlassen, die er an immer neuen Problemen versucht und bestätigt hat. Sie gab ihm die Gewißheit, auch inhaltlich auf dem rechten Wege zu sein. Er hat gern auf jene Art der Entwicklung verzichtet, die, von Umkehr zu Umkehr eilend, heute dasjenige verbrennt, was sie gestern angebetet hat. Seine Entwicklung ist Entfaltung, nicht Umgestaltung. Wenn in Bälde seine „Verstehende Psychologie“, wenn in einigen Jahren seine „Einleitung in die Philosophie“ erscheinen wird, wenn seine Untersuchungen zum Problem des Lebens, zur Ethik, zur Werttheorie, die ihn seit 20 Jahren beschäftigen, der Öffentlichkeit zugänglich sein werden, so wird sich das Bild des Philosophen ALEXANDER PFÄNDER inhaltlich runden, methodisch werden auch hier dieselben Grundlinien heraustreten, die seine Forschung bisher bestimmt haben.

Diese methodische Haltung ist es, die vor allem ALEXANDER PFÄNDERS philosophische Stellung in der Philosophie der Gegenwart bestimmt: Es ist die phänomenologische Methode in einer besonderen Ausprägung, an deren Ausbau er in hervorragendem Maße beteiligt war. Heute, wo die Phänomenologie nach entgegengesetzten Richtungen auseinanderstrebt (was nur ihren Gegnern als ein Zeichen des Verfalls, ihren Freunden als ein Zeichen der Lebendigkeit erscheint), ist es besonders wichtig, die Rolle klarzustellen, die PFÄNDER in der Entwicklung der Phänomenologie zukommt, jene Komponente der Gesamtbewegung der Phänomenologie herauszulösen, die er am reinsten verkörpert<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Eine kluge und aufschlußreiche Studie über die Entwicklung der Phänomenologie hat KARL LOEWITH in einem Aufsatz in der „Theologischen Rundschau“ letzthin gegeben; als historische Quelle kann sie nicht ohne weiteres dienen, da es LOEWITH vor allem darauf ankommt, die Entwicklung der Phänomenologie von seinem Standpunkt aus zu kennzeichnen.

## I

Als Vollendung des Empirismus hatte zu Beginn des Jahrhunderts die phänomenologische Methode ihren Einzug in die Philosophie gehalten. Daß sie sich die vorurteilslose Erfahrung der Tatsächlichkeit des Selbstgegebenen, des Selbsterfahrenen zum Ziele setzte, war das Entscheidende, durch das sie eine junge Generation anzog. Rücksichtslos die Sache und nur die Sache sprechen lassen — ohne vorgängige Konstruktion, ohne irgendwelche aus den Einzelwissenschaften, der Philosophie, der Sprache, der vulgären Meinung stammenden Vorurteile zwischen das auffassende Ich und die Sache zu schieben. Die größte Lebensnähe wollte sie erreichen durch die erkennende Hingabe an die Sache selbst.

Den Worten nach hatte der Empirismus aller Epochen den Ausgang von dem Selbsterfahrenen als sein Grundprinzip behauptet. Allein dies Prinzip bedeutete für den Empirismus jeder Zeit mehr eine Tendenz als eine sichere Forschungsmaxime; es bedeutete in höherem Maße die Abwehr von Richtungen, die in irgendeiner Weise nicht vom Selbstgegebenen ausgingen, als daß es die Selbstgegebenheit unvoreingenommen zum alleinigen Wegweiser nahm. So blieb der proklamierte Ausgang vom Selbstgegebenen relativ. Je nach dem Gegner, den es zu bekämpfen galt, stand eine andere Seite des Selbstgegebenen im Vordergrund, unter Vernachlässigung im Augenblick nicht interessierender Seiten. Von der Renaissance bis zu BACO hin sah der Empirismus in der scholastisch-aristotelischen Tradition seinen Gegner, und so konnte ihm alles astrologische und alchimistische Wissen, die Beobachtung der Natur, wie die mystische Versenkung und das religiöse Erleben als Erfahrung gelten. Für LOCKE und seine Nachfolger war die Lehre von den angeborenen Ideen (die der Empirismus der Renaissance keineswegs verworfen hatte) ebenso wie die Annahme der ratio als letzter Erkenntnisquelle das Verwerfliche. Für den Empirismus der Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederum war die antirationalistische Tendenz als solche ohne Bedeutung. Jetzt wurde die „Spekulation“, so wie man sie faßte, jener Popanz von Philosophie, den man sich zurecht gemacht hatte, der Feind. Aber die rationale Konstruktion als solche ließ man zu. Die theoretische Physik wie der Darwinismus machten im weitesten Umfang von ihr Gebrauch; und HÄCKEL glaubte sich als Empirist fühlen zu dürfen, weil er von naturwissenschaftlichen Beobachtungen und nicht von philosophischen Prinzipien seinen Anfang nahm.

Um 1900 hatte sich bereits diese Form des Empirismus totzulaufen begonnen. Im Bewußtsein der empirischen Auffassung selbst hatte sich ein Gegensatz aufgetan, der zur Krisis führte. Der soeben geschilderte Empirismus des Ausgangspunkts wurde von einem universellen Empirismus abgelöst. Der Empirismus des Ausgangspunkts, wie ihn die Wissenschaft proklamiert hatte, hatte nichts weiter verlangt, als daß man vom Selbsterfahrenen auszugehen habe; er forderte nicht, daß man beim Beobachteten stehenbleibe. Von der Grundposition des Gegebenen aus sollte durch Schlußfolgerungen, durch Hypothesen, ja selbst durch Analogien die Realität des Nichtgegebenen erobert werden.

Demgegenüber schob MACH die empiristische Position weiter vor zu einem universellen Empirismus. Nur das unmittelbar Erfahrene, das unmittelbar Gegebene ist real. Was die Naturwissenschaften an Realitäten, an Seiendem außer dem Unmittelbaren anerkennen, wurde als Hilfsbegriff angesetzt. Die Atome wurden zu Bildern degradiert, die Materie zu einer „Hilfskonstruktion“, der keine reale Bedeutung zukam. Wenn man „Erklären“ als „vereinfachtes Beschreiben“ auffaßte, so konnte man im wesentlichen alle Methoden und Setzungen beibehalten, ohne das Prinzip des universellen Empirismus zu verlassen.

Der MACHsche Positivismus hat sein Prinzip nicht durchgehalten. Er hat es durchbrochen, indem er eine Reihe von Vorurteilen, teils sensualistischer, teils idealistischer Herkunft mit dem Prinzip der Gegebenheit verwoben hat. An dieser Stelle ist vor allem wichtig, daß für MACH nur die sinnlich-anschaulichen Momente selbstgegeben und demnach real sind: die Farben, die Töne, die raum-zeitlichen Gestaltindrücke. Er kennt keine Gegebenheit der kategorialen Momente — die Kausalität ist ihm so wenig gegeben wie die Dinghaftigkeit; das Ich ist ihm nicht selbstgegeben, die Wirklichkeit des nicht unmittelbar Wahrgenommenen ist eine bloße Konstruktion usw.

Das, was für den MACHschen Positivismus eine proklamierte, aber nicht ausgeführte Tendenz war, aufgestellt ohne das Bewußtsein der philosophischen Tragweite, das war in voller Zielsicherheit für diejenige Richtung der Phänomenologie, zu der sich PFÄNDER bekennt, das Entscheidende: Die reine Selbstgegebenheit sollte zu Worte kommen, ohne Einschränkung durch sinnlich-anschauliche oder idealistische Vorurteile, ohne Tieferlegung der Realität in eine nichtgegebene Sphäre. Der Phänomenologie gilt alles Gegebene als gleichberechtigt, sei es nun sinnlich gegeben oder nicht. Ihr Prinzip ist die Anerkennung eines Maximums an Gegebenheit (wie NICOLAI HARTMANN es später

formuliert hat). Sie opfert diesem Prinzip die Forderung der Systemhaftigkeit des gegebenen Seins. Sie läßt es dahingestellt, ob die Gegebenheiten sich überhaupt zu einem System im alten Sinn vereinigen lassen. Diese Enthaltbarkeit von der Systemtendenz gibt ihr die Freiheit, das Selbstgegebene rein aufzunehmen; denn gerade die Tendenz zum System hat von je die Auffassung des Gegebenen nach einer bestimmten Richtung getrieben.

Hier liegt vielleicht der prinzipiellste Unterschied der Phänomenologie gegenüber allen philosophischen Richtungen der Vergangenheit. Es ist der erste Versuch, die Gegebenheiten rein als solche sprechen zu lassen, in der ganzen Fülle ihres Seins, in der Ausbreitung über alle Gebiete der Welt. Die Differenzen zu sehen ist die Leidenschaft der Phänomenologie.

Das Ideal einer reinen Deskription, eines universellen Empirismus in diesem Sinn hat niemand eindeutiger verfolgt als PFÄNDER. Am Gebiet des Psychischen hat sich ihm zuerst die Fruchtbarkeit dieses Prinzips erwiesen. Durch seinen Lehrer THEODOR LIPPS waren ihm die Augen dafür geöffnet worden, daß man mit den Schemata, wie sie die übliche Psychologie auf das Seelenleben anwandte, nicht auskomme, daß das Seelenleben reicher sei als die Linienführung der Elementenpsychologie zugab, die um 1900 fast allein herrschend war. Allein TH. LIPPS — so fruchtbar seine Anregungen auch waren, und so viele neue Tatsachen er auch entdeckte — blieb in den Grundzügen seiner Lehre doch letztlich in den Prinzipien befangen, die ihm aus der HERBARTSchen Psychologie überkommen waren, und die er zuerst in seinen „Grundtatsachen des Seelenlebens“ (1881) verarbeitet hatte. So standen bei ihm die neuen Einsichten unvermittelt neben den schematisierenden Konstruktionen aus früherer Zeit. PFÄNDER befreite sich von diesen Konstruktionen. Seine „Phänomenologie des Wollens“ (1900) ist das erste Werk, in dem der Grundgedanke der reinen Phänomenologie bewußt und methodisch durchgeführt ist. Als wenige Jahre später der zweite Band von HUSSERLS „Logischen Untersuchungen“ erschien, auf den PFÄNDER durch JOHANNES DAUBERT (durch jenen Denker, der ohne je eine Zeile geschrieben zu haben, mehr zum Bekannwerden der „Logischen Untersuchungen“ beigetragen hat als irgendein anderer) aufmerksam gemacht worden war, fand er hier eine verwandte Denkweise vor (verwandt, wenn auch keineswegs identisch, wie sich zeigen wird). Während PFÄNDER methodisch die phänomenologische Analyse bereits angewandt hatte, ergab sich ihm hier

die methodologische Begründung seines Vorgehens. Im Gegensatz zu PFÄNDER, den das Streben nach einer vorurteilslosen Beschreibung des seelischen Lebens zur phänomenologischen Analyse geführt hatte, kam HUSSERL zur Phänomenologie — auf dem Umweg über die Philosophie der Arithmetik — von Fragen der Logik und Erkenntnistheorie her. Die Klärung des Begriffs der Erkenntnis stand im Mittelpunkt seines Wollens, er suchte nach einer „rein deskriptiven Phänomenologie der Denk- und Erkenntniserlebnisse“. Indem HUSSERL in der entscheidenden 5. und 6. Untersuchung des 2. Bandes den Begriff der Selbstgegebenheit selbst einer klärenden Analyse unterwarf und die Stufen der Erkenntnis bis zur Stufe der Selbstgegebenheit verfolgte, war er erkenntnisanalytisch auf denselben Punkt gestoßen, dem PFÄNDER sich methodisch genähert hatte.

## II

Wenn für PFÄNDER die Selbstgegebenheit letztes methodisches Prinzip ist, so mußte er dieses Prinzip negativ und positiv fundieren: negativ, indem er sich gegen alle Verkennungen und Umbiegungen des Prinzips der Gegebenheit wandte; positiv, indem er die Mittel aufzeigte, durch die man von der Schau des Selbstgegebenen zu einer begrifflich-wissenschaftlichen Deskription fortschreiten konnte.

Vor allem hatte er sich gegen ein die Gegebenheit verfälschendes Prinzip zu wehren, das innerhalb der Erklärung und Deskription geistiger und psychischer Gegebenheiten von jeher eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat: Gegen das Prinzip des „Nichts-anderes-als“. Der Staat ist „nichts anderes als“ eine Rechtsorganisation oder es ist „nichts anderes als“ eine Machtorganisation, das Wollen ist „nichts anderes als“ die Vorstellung eines lustbetonten Gegenstandes zugleich mit der Vorstellung von dessen Nichtexistenz, das Wollen ist „nichts anderes als“ ein Gefühl, Wert ist „nichts anderes als“ Lust usw.

Aus zwei Gruppen von Motiven pflegt die Anwendung des Prinzips des Nichts-anderes-als in Wissenschaft und Philosophie zu erwachsen: Aus Motiven der Wertsetzung und aus dem Wunsch der Erleichterung der Deskription.

Überall, wo Wertvorgriffe eine bestimmte Interpretation geistiger Gebilde imputieren möchten, da bietet sich die Gleichsetzung von an sich Verschiedenem als bequemes Hilfsmittel an. Wenn etwa bewiesen werden soll, daß die Prinzipien des Machtstaates der Staatstheorie zugrunde zu legen seien, so kann man sich jedes weiteren Beweises entschlagen, wenn

man von vornherein Staat und Machtorganisation als identisch hinstellt. Wer zeigen möchte, daß jeder Mensch nur seinen egoistischen Trieben folge, der hat schon die halbe Arbeit getan, wenn er behauptet, Altruismus sei „nichts anderes als“ Egoismus. Die Wertsetzungen werden ihres synthetischen Charakters entkleidet; die Gleichsetzung: A ist „nichts anderes als“ B, macht sie zu einem analytischen Urteil und damit scheinbar unwiderleglich.

Sich von solchen Wertvorgriffen freizuhalten, gerade das war PFÄNDERS erstes Bestreben; und überall, wo er — wie etwa in SCHELERS Schriften aus seiner katholischen Zeit — innerhalb der phänomenologischen Richtung das Ideal der Reinheit der Deskription durch Wertvorgriffe gefährdet sah, da hat er sich äußerst dagegen gewehrt, hier noch von Phänomenologie zu reden.

Umfassender noch — und darum noch bedenklicher — ist jene andere Anwendung des Prinzips des „Nichts-anderes-als“, die sich seiner bedient, um die Deskription zu erleichtern.

In diesem Fall soll dies Prinzip für ein schwieriges Problem eine einfache Lösung bieten: Die Mannigfaltigkeit des Gegebenen ist unendlich; die Deskription bedarf einiger weniger leitender Begriffe. Wenn man daher prinzipiell das Recht hat, scheinbar Verschiedenes als im Grunde identisch anzusehen, dann ist ein Hinweis auf die Richtung der Vereinfachung gegeben. Es ist in diesem Falle unnötig, sich mit einer großen Anzahl von Deskriptionsbegriffen abzuquälen: Das Prinzip des „Nichts-anderes-als“ erlaubt es, mit einigen wenigen grundlegenden Begriffen auszukommen.

Im Bereich der erklärenden Naturwissenschaft hat dies Prinzip in der Tat seine Bedeutung, und hier hat es denn auch zu entscheidenden Erfolgen geführt. Wasser, so sagt man z. B., ist nichts anderes als eine Synthese von Wasserstoff und Sauerstoff, obwohl die Eigenschaften des Wassers sich keineswegs zusammensetzen aus den Eigenschaften des Wasserstoffs und des Sauerstoffs. Allein, da Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff entstehen kann und sich ebenso in diese beiden Elemente zerfallen läßt, da außerdem das Erhaltungsgesetz der Masse die Verbindungen und die Elemente in Beziehung zueinander setzt, hat das Prinzip des Nichts-anderes-als einen guten Sinn.

So berechtigt hier die Anwendung des Prinzips des Nichts-anderes-als ist — seine wahllose Übertragung auf das Psychische und Geistige gehört zu den verhängnisvollsten Idolen des Naturalismus, zu jenen Idolen, die PFÄNDER von Grund aus durchschaut hat. Überall, wo das

naturwissenschaftliche Vorbild die Gestaltung der Psychologie bestimmt hat, glaubte man auf Grund dieses Prinzips mit einigen Elementar-begriffen das ganze Gebiet des Psychischen umspannen zu können. DESCARTES, HOBBS, SPINOZA, der Empirismus der Engländer, der französische Sensualismus, die experimentelle Psychologie des 19. Jahrhunderts — das Schauspiel ist stets dasselbe. Ob SPINOZA definierte: Amor est laetitia concomitante idea causae externae und damit die Liebe in den unbestimmten Laetitia-Begriff nivelliert, oder ob die meisten Psychologen um die Jahrhundertwende das Wollen in Vorstellungen oder Gefühle aufzulösen suchten — immer steht das Prinzip der naturalistischen Vereinfachung im Hintergrunde. So stark ist die Suggestionskraft des Wunsches nach Vereinfachung, daß diese Forscher sich gar nicht mehr klar machten, daß es sich hier um eine künstliche Vereinfachung handelt. Sie sind blind geworden für das wahrhaft Gegebene, zwischen das Psychische und die Auffassung des Psychischen schieben sich die vereinfachenden Konstruktionsprinzipien, und nun sind sie überzeugt, daß wirklich das Wollen als eigenes psychisches Geschehnis nicht aufzufinden sei, und daß alle Gefühle aus einer Komplexion von Lust und Unlust mit Vorstellungen bestünden.

Die Ansätze des Mittelalters zu einer differenzierenden Psychologie sind durch das Konstruktionsprinzip des Nichts-anderes-als verlorengegangen. Um so merkwürdiger, daß man gerade den Grundsatz eines Scholastikers — ihn mißverstehend — zur Begründung des Prinzips des Nichts-anderes-als herangezogen hat: WILHELM VON OCKAMS Grundsatz: „Entia praeter necessitatem non esse multiplicanda“ wurde fälschlich in solche Zusammenhänge hineingezogen, während für die Aufzeigung des Gegebenen vielmehr ein entgegengesetzter Grundsatz: „Entia praeter necessitatem non esse diminuenda“ in den Vordergrund hätte geschoben werden müssen.

Auf den Fehler der Gleichsetzung verschiedenartiger geistiger und psychischer Tatbestände nach dem Prinzip des „Nichts-anderes-als“ ist im einzelnen gelegentlich hingewiesen worden; allein PFÄNDER hat konsequenter als irgend jemand bei all seinen Untersuchungen solche Gleichsetzungen in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt. So untersucht er z. B. ausführlich in seiner Abhandlung über die „Gesinnungen“ (Jahrb. f. Philos. u. phänom. Forschung I, 1) alle Arten von unberechtigten Gleichsetzungen anderer psychischer Tatbestände mit den Gesinnungen und weist sie zurück: Die Gleichsetzung von Gesinnung und Aufmerksamkeit, von Gesinnung und Apperzeption, Gesinnung und Meinung,

Gesinnung und Streben, Gesinnung und Wollen usw. Oder er wendet sich in seiner „Einführung in die Psychologie“ ausführlich gegen die Auflösung des Strebens in andere Tatbestände. Die Psychologie PFÄNDERS bedeutet geradezu einen Gegenpol gegen alle Versuche der modernen naturalistischen vereinfachenden Konstruktion.

### III

Mit dieser Abwehr der mißbräuchlichen Verwendung des Prinzips des Nichts-anderes-als ist jedoch die Schwierigkeit keineswegs beseitigt, die durch dies Prinzip gelöst werden sollte. Die Antinomie bleibt bestehen: Auf der einen Seite die unendliche Fülle individueller Gegebenheiten, auf der andern die Notwendigkeit, bei der Deskription mit relativ wenigen Begriffen auszukommen. Gibt es da einen andern Ausweg, als die individuellen Gegebenheiten nach Ähnlichkeiten zu ordnen und künstlich Begriffe zu bilden, durch die die Deskription gelingt? In der Tat hat die Mehrzahl der Logiker in einer solchen künstlichen Überspannung der Gegebenheiten durch ein Begriffsnetz den einzigen Weg zur Deskription sehen wollen.

Allein diese Anschauung ist dem nominalistisch-konzeptualistischen Vorurteil der Begriffsbildung entsprungen — der Anschauung, daß wir es sind, die auf Grund von „Ähnlichkeitsreihen“ die Gegenstände zu Gattungen und Arten zusammenordnen. Gegen dieses nominalistische Vorurteil der Begriffsbildung hat sich die Phänomenologie von Anfang an gewehrt. Gleich die zweite logische Untersuchung HUSSERLS (im 2. Band der „Logischen Untersuchungen“) setzt sich mit der nominalistischen Begriffstheorie auseinander. Für die Phänomenologie existiert kein Gegensatz zwischen „Wesenheit“ und „Gegebensein“. Wenn für die moderne Erkenntnistheorie im allgemeinen die Erkenntnis in einen passiven und einen aktiven Bestandteil auseinanderklafft, derart, daß nur das Individuelle gegeben, d. h. passiv aufgenommen werden könne, während alles Allgemeine der Schöpfung des Subjekts sein Dasein verdankt, so ist die Phänomenologie der Überzeugung, daß das Wesen ebensogut gegeben sei wie die unmittelbare Konkretion. Daher bedarf es nicht künstlicher Prinzipien, durch die das Allgemeine aus den Ähnlichkeitsreihen individueller Gegenstände heraus „gebildet“ werde, sondern die allgemeinen Wesen und Wesensbeziehungen werden am Einzelnen und in gewissem Sinn im Einzelnen vorgefunden<sup>1)</sup>. Die

<sup>1)</sup> Vgl. die Arbeiten von J. HERING, Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee (Jahrb. f. Philos. u. phänomenol. Forschung IV;

Phänomenologie weiß sich dabei in Einklang — zwar nicht mit der üblichen modernen Theorie naturwissenschaftlicher Erkenntnis, aber doch — auf weite Strecken hinaus — mit der Praxis der Naturwissenschaften, soweit sie beschreibender Art ist. Die Naturwissenschaft denkt nicht daran, auf Grund von Ähnlichkeitsreihen Schwefel, Gold und Messing als „gelbe Stoffe“, oder Menschen und Vögel als „Zweifüßler“ zu einer gemeinsamen Gattung vereinigen zu wollen. Sie legt nicht äußere, sondern innere, d. h. Wesensähnlichkeiten ihren Gliederungen zugrunde, und sie bemüht sich, die wesentlichen Gattungen herauszuheben, die in der Natur der Gegenstände selbst gründen (daneben freilich benutzt sie subsidiär auch künstliche zusammenfassende Begriffe, allein sie dürfen nicht zur Hauptsache gestempelt werden).

Noch sinnloser als im Bereich des Physischen ist eine nominalistische Begriffsbildung im Psychischen; und hier hat vor allem PFÄNDER sein Wort in die Waagschale geworfen. Nicht die Wissenschaft oder die Sprache „bilden“ den Begriff des Wollens, sondern die unmittelbare Reflexion erfaßt an der einzelnen psychischen Aktion, daß sie eine Willensaktion darstellt. Was „Freude“ ist, wird seinem Wesen nach unmittelbar erlebt, herausgesehen am einzelnen Beispiel. Der Begriff zeichnet das Wesen nach, er schafft es nicht.

Die Schwierigkeit, die darin liegt, daß alle Deskription des Psychischen doch letztlich auf Allgemeinbegriffe stößt, löst sich so für die Phänomenologie relativ einfach: Es gilt die bedeutsameren Wesensmomente aus dem Phänomen herauszuschauen und dadurch ein in der Sache selbst liegendes System weniger aufzubauen als herauszufinden.

### IV

Allein die Wesensschau ist erst die Voraussetzung der Deskription, nicht die Deskription selbst. Die Deskription will das erschaute Wesen in seinen hervorstechendsten Merkmalen kommunikabel werden lassen; es soll das vom Einzelnen Erschaute der Gemeinschaft der Erkennenden in seiner Sonderart zugänglich gemacht werden. Es bedarf einer „Hinführung“ zum Schauen, damit derjenige, dem die Anschauung fehlt, des Schauens teilhaftig werden kann. Alle Wissenschaften kennen dies Problem (nur daß es für die meisten Wissenschaften kein prinzipielles Problem bedeutet). Die Gegenstände der äußeren Natur werden vor-

ROMAN INGARDEN; Essentiale Fragen, ebenda VII) und die aus der Schule PFÄNDERS stammende Arbeit von H. SPIEGELBERG „Über das Wesen der Idee“ (ebenda XI).

geführt; soweit es geht im Original (durch Experiment, durch Aufweisung), soweit es nicht geht im Modell, in Abbildungen, in Darbietungen (Gedicht, Musikstück). Auch im Psychischen gelingt in geeigneten Fällen die Hinführung durch Beispiele: Was „Mißgunst“, was „Neid“ ist, läßt sich an Beispielen dartun. Irrtümliche Analysen lassen sich oft durch Beispiele widerlegen. Allein zur wirklichen Analyse des Gegebenen reichen in den meisten Fällen die Beispiele nicht aus, weil sie nur den komplexen Tatbestand vor Augen stellen, nicht gesondert die einzelnen herauszuanalyisierenden Momente.

Hier hat nun PFÄNDER sich im weitesten Maße einer Methode bedient, die von der üblichen — auch sonst in der Phänomenologie gebräuchlichen — abweicht. Er benutzt, um zu den analysierten Momenten hinzuführen, räumliche und stoffliche Analogien. So spricht er z. B. von einer „horizontal schwebenden Richtung der aktuellen Gesinnungen“; „sie steigen weder mühsam empor, noch gleiten sie mühsam hinab“ (Jahrb. f. Phil. u. phän. Forschung I, S. 377); er redet von einer „hin-aufblickenden“ und „hinabblickenden“ Liebe, von der „Wucht“, von der „Strömungsgeschwindigkeit“, von Feindseligkeits- und Freundlichkeitsregungen (Jahrb. III, S. 61), von der „Farbe“, „Helligkeit“, „Durchsichtigkeit“, „Glanz“, „Zähigkeit“ usw. der menschlichen Seelen (Jahrb. f. Charakterologie I, S. 325).

Man hat zuweilen die Berechtigung solcher analogischen Deskription bestritten. Man hat in ihnen nichts sehen wollen als leere „Vergleiche“, Übertragungen aus dem Gebiet der Naturgegenstände auf das völlig andere Gebiet des Psychischen. Allein dieser Einwand sieht am Wesentlichen vorbei; auch hier wieder verbirgt eine nach der einen Seite hin allzu nominalistische, nach der andern allzu realistische Auffassung das Wesentliche dessen, worauf es ankommt. „Übertragen“ wird in Wahrheit nur der Name: wenn man einen Menschen als „ledern“ bezeichnet, so ist es nur eine Übertragung der Bezeichnung. Damit jedoch eine solche Übertragung möglich sei, muß in dem Leder und in dem Menschen, die als „ledern“ bezeichnet werden, eine Gemeinsamkeit der phänomenalen Erscheinung, der Sache oder der Wirksamkeit liegen, sonst ist es eine leere Gleichbenennung. Ebenso tut man Unrecht, wenn man umgekehrt den Vergleich zu ernst nimmt, indem man meint, die Gesamtheit des im Vergleich Bezeichneten müsse in beiden verglichenen Objekten anzutreffen sein. Das ist keineswegs der Fall: Daß eine Liebe von PFÄNDER als „aufblickend“ bezeichnet wird, besagt nicht, daß PFÄNDER die Gesinnung der Liebe für etwas Räumliches hält. Vielmehr

ist der Richtungsbegriff etwas ganz Allgemeines, das keineswegs nur auf den Raum beschränkt ist, sondern sich im Raum ebenso realisiert wie in Gesinnungen. Gerade durch die Analogien, wie sie PFÄNDER gebraucht, wird in vielen Fällen klar, daß an räumlichen Gebilden und an Naturobjekten sich findende Qualitäten ihrem Wesen nach nicht räumlich oder naturhaft sind, sondern einer viel allgemeineren, über die verschiedenartigsten Gegenstände ausgebreiteten phänomenalen Sphäre entstammen.

So wird man sich die prinzipiellen Einwände gegen die Methode der analogischen Deskription nicht zu eigen machen. Im Gegenteil: PFÄNDER hat durch die systematische Ausbildung der Methode der analogischen Deskription ein wichtiges Hilfsmittel phänomenologischer Analyse erst herausgearbeitet. Über die Berechtigung der einzelnen Analogien, die PFÄNDER heranzieht, ist eine Diskussion möglich; nicht aber darüber, daß die Analogie ein unentbehrliches Werkzeug aller wahrhaften Deskription ist.

## V

Es ist kein Zufall, daß innerhalb der PFÄNDERSchen Methode die Lösung deskriptiver Schwierigkeiten besonders hervorgehoben wurde. PFÄNDERS Philosophie ist ganz auf Deskription gestellt — wenn man diesen Begriff nicht zu eng nimmt. Die Phänomenklassen werden in ihrer Sonderart beschrieben, oft unter Zuhilfenahme „theoretischer Idealisierungen“ wie in der Charakterologie (im Jahrb. f. Charakterologie I, S. 309f.), aber ebenso werden auch die Zusammenhänge zwischen psychischen Geschehnissen aus der Gegebenheit entnommen. Nicht etwa legt PFÄNDER Erklärungsgesetze zugrunde, die im Gegebenen nicht auffindbar sind, aus denen erst die Zusammenhänge abgeleitet werden sollen, sondern es werden nur Gesetze anerkannt, die selbst gegeben sind. So beschreibt PFÄNDER etwa auf Grund des Gegebenen die Dynamik von Wollen und Vorsatz folgendermaßen: „Der Willensakt ist ein Selbstladeakt, das Ich lädt sich selbst mit einem Vorsatz. Die so selbst geschaffene Geladenheit kann dann entweder durch neu hinzutretende Willensimpulse zu ihrer Entladung gebracht werden oder sie kann unentladen aktuell fort dauern oder auch virtuell verharren, bis sie später ihre erfüllende Entladung findet oder sich unentladen verflüchtigt oder aber willentlich aufgehoben wird“ („Motive und Motivationen“, Münchener Abhandlungen 1911, S. 174/75).

Die Phänomenologie ist zunächst reine Deskription. Das zeigt sich auch darin, daß sie in ihrer Grundstellung am Problem der Realität uninteressiert ist. Nur das Was der Phänomene, ihre Phänomalität ist ihr von Wichtigkeit. „Die Frage nach der Realität des so Erschaubaren stellt sie (die Phänomenologie) auch hinsichtlich der Bewußtseinsakte überhaupt nicht, sondern achtet nur auf das Was und die Beschaffenheiten, sowie auf die gegenseitigen Relationen des daran Vorfindlichen“ (PFÄNDER, Logik S. 32). Bei dieser Auffassung der Phänomenologie ist demgemäß noch keine ausdrückliche ἐποχή gegenüber der Realität vonnöten; wo die Frage nach der Realität überhaupt nicht gestellt wird, bedarf es auch keiner besonderen Einklammerung.

Von hier aus gesehen ist die Phänomenologie noch nicht Philosophie (denn die Frage nach der Realität läßt sich aus der Philosophie nicht ausschalten), sondern sie liefert die wesensmäßig gefaßten Ausgangsdaten der Philosophie, wie auch aller Wissenschaften.

Allein bei dieser Enthaltensamkeit von Realitätssetzungen ist keine der verschiedenen Richtungen der Phänomenologie stehengeblieben. Alle haben in irgendeiner Weise das Realitätsproblem in Angriff genommen, wenn auch in sehr verschiedener Weise.

Von dem gemeinsamen Ausgangspunkt der Selbstgegebenheit aus läßt sich zu verschiedenartigen Folgerungen über die Realität gelangen. Schon in den Anfangstagen des Zusammenarbeitens der Phänomenologen konnten die Unterschiede der Auffassung der phänomenologischen Methode, sowie des philosophischen Realitätsproblems dem Tieferblickenden nicht verborgen bleiben. Bereits im Vorwort zum zweiten Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung (1916) betonte HUSSERL, daß die Arbeiten des Jahrbuchs sich nicht nur durch ihre „Themen unterscheiden“, sondern „auch durch die merklich nuancierten Auffassungen, die sich ihre Verfasser über Ziele, Methoden und mancherlei Einzelfragen der phänomenologischen Forschung gebildet haben.“ Allein zu jener Zeit kam es vor allem darauf an, die Fruchtbarkeit der phänomenologischen Methode zu zeigen. Erst mußte die phänomenologische Forschungsweise an vielen Einzelproblemen geprüft werden, ehe man sich das Recht nehmen konnte, die Meinungsverschiedenheiten über philosophische Bedeutung und Tragweite der Phänomenologie auszutragen. Die Gegensätze blieben im Rücken, sie waren nichts desto weniger vorhanden.

Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, daß die Phänomenologie in der zeitgenössischen Kritik auf entgegengesetzte Weise charakterisiert

wurde und auch heute noch charakterisiert wird. Bald sieht man als das philosophisch Wesentliche an ihr „die Wendung zum Objekt“, die nach einer subjektivistisch und idealistisch gerichteten Zeit den Boden geschaffen habe für eine unbefangene Analyse der Gegenstände; bald wird sie als eine Vertiefung der idealistischen Philosophie angesehen. Beide Kennzeichnungen treffen zu, nur beziehen sie sich zum Teil auf verschiedene Probleme, teils auf verschiedene Richtungen innerhalb der Phänomenologie.

Die „Wendung zum Objekt“ stammte aus der Wiederaufnahme und konsequenten Durchdenkung des Intentionbegriffs, wie sie HUSSERL in den „Logischen Untersuchungen“ vorgenommen hatte<sup>1)</sup>.

Wenn die Zeit vorher fast allgemein die Gegenstände als Vorstellungen eines Ich ansah, so trat jetzt die Spannung zwischen Ich und Objekt wieder in ihr Recht. Das Gegenüber von Ich und Objekt und die Überwindung der Spannung — nicht durch Hineinnahme des Objekts in das Subjekt, sondern durch den Begriff der gegenstandsgerichteten Intention — das gab dem Aufbau der unmittelbar gegebenen Welt einen andern Aspekt.

PFÄNDER hat diese „Wendung zum Objekt“ voll aufgenommen und durchdacht. Er hat ihre Konsequenzen für die Psychologie in vollendeter Klarheit in sein System einbezogen. Die psychologistische Auffassung der Gegenstandswelt, ihre Auflösung in „Vorstellungen“, Erlebnisse, psychische Geschehnisse (wie sie die gesamte Psychologie der Zeit vertreten hatte), waren jetzt unmöglich gemacht. Die Verwischung alles Gegenständlichen ins Psychische (wie sie trotz des proklamierten Realis-

<sup>1)</sup> O. BECKER hat kürzlich (in den Kantstudien Bd. 35) eine klare Darstellung der HUSSERLSchen Philosophie gegeben. Allein er sieht doch diese Entwicklung zu sehr von ihrem Endpunkt aus. Dasjenige, was in ihrem Anfang besonders gewirkt hat — die „Wendung zum Objekt“ — wird als nebensächlich beiseite geschoben. Wie wäre jedoch die scharfe Absage, die HUSSERL selbst in der Vorrede zum ersten Band der „Logischen Untersuchungen“ seiner „Philosophie der Arithmetik“ zuteil werden ließ, zu verstehen, wenn der zweite Band der „Logischen Untersuchungen“ in Wahrheit nichts anderes hätte sein wollen als eine Fortführung der Grundgedanken eben dieser „Philosophie der Arithmetik“. Es mag sein, daß HUSSERL den Bruch damals stärker empfand als er in Wahrheit war, allein für die damalige Zeit wie für HUSSERLS eigene Entwicklung war die Wendung zum Objekt, die die „Logischen Untersuchungen“ herbeiführten, das Entscheidende, viel weniger die Gedanken, die die „Philosophie der Arithmetik“ mit den „Logischen Untersuchungen“ gemeinsam hat.

mus z. B. für WUNDT typisch ist) hat PFÄNDER stets mit aller Schärfe bekämpft.

In dieser „Wendung zum Objekt“ selbst waren sich damals alle Richtungen der Phänomenologie einig. Der Gegensatz begann erst hinter diesem Objektivismus; erst dann, wenn es sich um die Bedeutung der Realitätsgegebenheit dieser Objekte drehte, wurden verschiedene Auffassungen bemerkbar.

Sie knüpften an die Zweideutigkeit an, die im Gedanken des Ausgangs von der Gegebenheit liegt<sup>1)</sup>. Dieser Gedanke ließ sich für zwei verschiedene Interessenrichtungen verwerten. Die eine Richtung untersucht in erster Linie die Gegenstände, die selbstgegeben sind; phänomenologische Methode ist von hier aus gesehen eine Methode — vor aller Realwissenschaft —, die intentionalen Gegenstände in ihrer höchsten Ichzugänglichkeit in unmittelbarer Anschauung zu erfassen — und zwar in ihren Wesensmomenten und Wesensgesetzlichkeiten, nicht in ihren zufälligen Einzelheiten. Darüber hinaus „schaut sie aber nicht nur auf die intentionalen Gegenstände und Meinungen des Subjekts, sondern vor allem auf die Bewußtseinsakte, die jenen Gegenständen und Meinungen zugehören, und dann auf die Gegebenheitsweisen der Gegenstände und auf die Denkweisen der Meinungen hin“ (PFÄNDER „Logik“, S. 133). So weit sie nun den intentionalen Gegenstand selbst ins Auge faßt, hält sie sich prinzipiell in der „naiven Einstellung“ des natürlichen Lebens. Sie ist von hier aus gesehen nichts als eine Konsequenz der von den Einzelwissenschaften ausgebildeten Methode der „unmittelbaren Beobachtung“. Für die Philosophie proklamierte sie, daß man nicht länger im leeren Raum philosophieren wollte, sondern daß man Wert darauf lege, die Daten, auf denen sich die Philosophie aufbaut, in unmittelbarer Anschauung zu erfassen.

Allein über die Philosophie hinaus ließ sich die Methode des Ausgangs von der Selbstgegebenheit auf alle Gegenstände anwenden: auf die Welt des Logischen, des Ethischen, des Ästhetischen, des Rechts. Auf die Sphäre des Psychischen angewandt, bedeutete diese Methode einen Umschlag ins Reflexive. Denn da die Selbstgegebenheit des Psychischen nur in der Rückbiegung des Ich auf sich selbst zu erfassen ist, so wird die naive Einstellung in diesem Falle zu einer reflektierenden. So sah PFÄNDER das Problem bereits in seiner „Einführung in die Psychologie“. Er unterschied sich hierin wesentlich von HUSSERL,

<sup>1)</sup> Zu dem Folgenden vgl. GEIGER, „Die Wirklichkeit der Wissenschaften und die Metaphysik“ 1930, S. 61ff.

der schon in den „Logischen Untersuchungen“ nicht so sehr die Analyse des Gegebenen, sondern die Art des Gegebenseins des Gegebenen ins Auge gefaßt hatte. Im Interesse der reinen Logik wie der Erkenntnistheorie sollte die phänomenologische Analyse der Akte betrieben werden, in denen die logischen Fundamentalbegriffe ihre Erfüllung finden. HUSSERL legt besonderen Nachdruck darauf, daß nur „eine hinreichend durchgeführte Phänomenologie der Denk- und Erkenntniserlebnisse in Verbindung mit einer Erkenntnistheorie, welche uns das Verhältnis zwischen Objektivem und Subjektivem zur Klarheit bringt, die Voraussetzung für die zuverlässige und letzte Feststellung der allermeisten, wo nicht aller objektiv logischen Unterscheidungen und Einsichten ist“ (Logische Untersuchungen Bd. 2, S. 9). Das bedeutete von Anfang an eine „Wendung ins Subjektive“, die freilich weder die Wendung zum Objekt wieder aufhob (vielmehr sie gerade voraussetzte), noch von vornherein idealistisch ausgedeutet werden mußte.

Freilich hat HUSSERL sehr bald diese idealistische Ausdeutung vollzogen. Aus seinem „Prinzip aller Prinzipien“ (Ideen § 24 S. 45), „daß alles, was sich in der Intuition originär darbietet, einfach hinzunehmen sei als das, was es sich gibt, aber nur in den Schranken, in denen es sich gibt,“ ließ sich der Idealismus unschwer herausarbeiten. Ein gesehenes Haus z. B. gibt sich als real. Dann läßt sich auf Grund dieses Prinzips behaupten: Das Haus ist als real gegeben. Gegebensein jedoch ist in allen Fällen Gegebensein für ein Subjekt. Damit ist die idealistische Wendung vorbereitet. Das Realitätsmoment wird dadurch, daß es als ein gegebenes Moment gefaßt wird, seiner Schwere entkleidet. Nur so wird es möglich gemacht, daß das Realitätsmoment nicht nur „eingeklammert“ wird, sondern letztlich im Gegensatz zu dem, was es seinem Inhalt nach aussagt, als eine Setzung im Bewußtsein angesehen wird<sup>1)</sup>.

PFÄNDER geht einen anderen Weg: Ein gesehenes Haus gibt sich als real, also muß es als real hingenommen werden. Hält man diesen Standpunkt streng fest, so kommt man zu einer realistischen Auffassung der Welt, wie sie PFÄNDER und der Münchner Kreis, zu dem in diesen Jahren auch SCHELER gehörte, eingenommen haben. Es ist ein Realismus der „unmittelbaren Einstellung“ (vgl. „Die Wirklichkeit der Wissenschaften und die Metaphysik“ S. 20ff.): Ein Subjekt steht einer realen Welt gegenüber, bezieht sich auf sie in Akten, in denen es diese Welt erfaßt,

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu das ausgezeichnete Buch von TH. CELMS: „Der phänomenologische Idealismus Husserls“. Acta Universitatis Latviensis, Riga 1928.



Stellung zu ihr nimmt, über sie nachdenkt usw. In PFÄNDERS psychologischen und logischen Arbeiten ist diese unmittelbare Einstellung strikt festgehalten. Von ihr aus bekämpft er z. B. die Lehren, die vom naturalistischen Standpunkt aus an das Psychische herangehen, wie z. B. den psychophysischen Parallelismus, von hier aus sucht er die psychischen Gesetzmäßigkeiten auf usw. Für PFÄNDER trifft es in keiner Weise zu, daß die Phänomenologie einen idealistischen Unterbau haben müsse oder gar notwendigerweise zur Immanenzphilosophie führe<sup>1</sup>).

## VI

PFÄNDERS methodische Denkweise hat sich innerhalb der Phänomenologie nicht rein durchzusetzen vermocht. Die ersten Jahrgänge des Jahrbuchs für Philosophie und Phänomenologische Forschung zwar sind voll von Arbeiten, die — ohne alle direkt von PFÄNDER abhängig zu sein — PFÄNDERSchen Geist atmen und von PFÄNDERScher Methodik getragen sind (REINACH, CONRAD-MARTIUS, HERING, INGARDEN, KOYRE u. a. m.). Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind weittragend und in mehr als einer Hinsicht entscheidend. In den letzten Jahren jedoch sind andere methodische Gesichtspunkte, andere Gedankengänge, andere Probleme in den Vordergrund getreten. Um so notwendiger erscheint es wiederum, auf PFÄNDER hinzuweisen — nicht etwa nur, um eine Pflicht historischer Gerechtigkeit zu erfüllen — sondern weil gerade die erneute Besinnung auf das, was Pfänders methodische Grundabsicht ist, seine äußerste Gewissenhaftigkeit und strenge Hingabe an die Sachen selbst, einen Damm aufzurichten vermag gegen das Abgleiten der Mitläufer phänomenologischer Richtung in geistreiche Spekulationen einerseits und dogmatische Analysen andererseits.

<sup>1</sup>) Über den Gegensatz der realistischen und der idealistischen Ausdeutung der Phänomenologie vgl. auch HANNA HAFKESBRINK: „Das Problem des religiösen Gegenstandes bei Max Scheler,“ Zeitschr. für Systematische Theologie VII, Heft 1, S. 177ff.

## Über die oberste ontologische Kategorie

VON PHILIPP SCHWARZ

## Gliederung

Einleitung.

1. Die Gegenstände als „Bewußtseinskorrelate“
  2. Die Gegenstände als „Entia“
  3. Die Gegenstände als „Etwas-se“
  4. Die echte oberste ontologische Kategorie
- Ergebnisse.

## Einleitung

Im allgemeinen herrscht in der neueren philosophischen Literatur Einstimmigkeit darüber, daß es überhaupt eine oberste ontologische Kategorie gibt; und solche Einstimmigkeit herrscht auch in Bezug auf den Namen dieser obersten Kategorie; sie wird durch das Wort „Gegenstand“ bezeichnet. Dieser Grad von Übereinstimmung in Bezug auf Existenz und Namen der obersten ontologischen Kategorie sollte nun aber keineswegs über die andere Tatsache hinwegtäuschen, daß durchaus noch kein gleicher Grad von Übereinstimmung hinsichtlich des eigentlichen „Wesens“ des „Gegenstandes“ erzielt ist. Und doch kann nicht einmal die Existenz einer obersten Kategorie überhaupt als wirklich gesichert gelten, solange man im Grunde doch nur einen Namen hat, den man ausnahmslos auf alles anwendet: auf Begriffe oder Zahlen, so gut wie auf Dinge, Lebewesen, Staaten oder auf Eigenschaften, Relationen. Nur dann, wenn die allumfassende Gesamtheit dessen, was heute „Gegenstand“ genannt wird, ein eigenstes allgemeinsames Wesen hat, nur dann ist der „Gegenstand“ wirklich eine „echte“ oberste ontologische Kategorie.

Die folgenden kurzen Darlegungen haben es sich nun zur Aufgabe gemacht, das Recht der herrschenden Anschauungsweise neu zu begründen. Ein Nachweis dieses Rechtes wird geleistet sein, wenn es gelingt, zu zeigen, daß alle Gegenstände wirklich ein durchgehend gemeinsames Wesen haben.